

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 2

Artikel: Vom alten Kirchhof
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

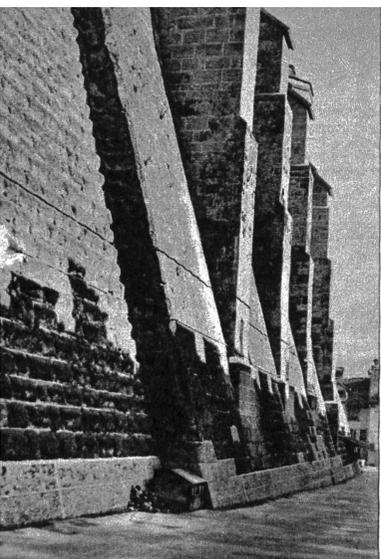
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Südmauer. Mit ihren 4 mächtigen Strebepfeilern mahnt diese Wand an das Längsschiff einer Kathedrale

Wir gehen wohl öfters auf die Plattform, doch wird uns kaum bewusst, wie viel Arbeit, Sorge und Kosten diese künstlich angelegte Terrasse der Stadt Bern vor Jahrhunderten verursacht hat. Bereits 1334, als noch an Stelle des Münsters sich die Leutkirche befand, wurde mit deren Bau „gut und stark“ angefangen. Dies Vorhaben war für die damalige Zeit eine so grosse Aufgabe, dass nicht nur die Bürger der Stadt mithalfen, sondern auch die fast aller umliegenden Gemeinden, so dass wir hier einen Bau vor uns haben, dessen Entstehung wir dem ganzen Bernervolk

zu verdanken haben. Das Volk wollte aber nicht nur einen sehenswerten Bau errichten, sondern einen ehrwürdigen neuen Kirchhof erstellen, auf dem es seine Toten beisetzen könne. Der so gewonnene Kirchhof hat der Stadt hernach insofern Sorge bereitet, als dessen hohe Mauern bei dem mächtigen Druck, dem sie standhalten mussten, oft Risse aufwiesen, die neue Verstärkungen bedingten. Hauptsächlich der am meisten von der natürlichen Böschung vorgelagerte Südostteil war gefährdet.

Im Jahre 1478 herrschte in Bern die Pest. „Es sturbend gar viel trefflicher lüten, von geistlichen und weltlichen, edlen und andern, und sunderlich von kinden, und alle ding wurden türe“. Die vielen Todesfälle mochten den Wunsch nach einer Erweiterung oder Stützung des grossen Kirchhofs gebracht haben, jedenfalls sollte der ganze Bau durch neue Mauern gefestigt werden. „1479 im summer wart die nūw mur angefangen ze machen unden an dem kilchof, und mussten alle gesellschaften daran werken in irem costen, und was ieder mann willig und gehorsam; doch cost es die stat och ein merglich gut an geld und win“. Bei diesen Arbeiten halfen die nahen Gemeinden mit Erd- und Steinfuhren, ferne Bezirke, wie Spiez und Interlaken, liessen das nötige Holz die Aare hinunter zur Baustelle an der Matte flössen. Noch heute erkennt man in der Mauer verschiedene Steinsorten. So haben Köniz und Bümpliz Tuffstein geliefert und es ist interessant, festzustellen, dass dieser so poröse Stein sich an der Mauer besser gehalten hat als der Standstein, der tellorts durch Verwitterung etliche Zentimeter an Stärke eingebüsst hat.

1503–1506 liess der reiche Dompropst Armbruster eine „überköstlich Kapell“ auf der Südostecke des Kirchhofs erstellen. Als diese bis an die Fenster aufgerichtet war, spaltete sich unter dieser Last

Vom alten Kirchhof



Blick von der Plattform gegen das Aarebecken. Hier an der Wand reifen im Herbst 1944 eine Anzahl Äpfel. Der Lift ist nicht gerade ein Zierde, doch für die Bewohner der Matte eine Erleichterung

die Ecke und die Kapelle musste abgetragen und ein weniger gefährdetem Standort neu aufgebaut werden. Die schadhafte Ecke wurde dann von Grund auf neu verstärkt, welche Arbeit acht Jahre dauerte.

Am 24. Mart. 1431 tritt in der Geschichte der Münsterterrasse insofern eine Wendung ein, als der Rat erlässt, „dass der Kirchhoff jetzt für hin frey seyn, und niemand darauf begraben werden, und die Begräbnis beym oberen Spithal Barfüsseren und niederen Spithal seyn söllend“, so dass nach Ablauf einiger Jahrzehnte eine Promenade entstand. 1560 wurde dieser Ort jedenfalls schon als Tummelplatz benützt, so dass ein „Rath-Zettel“ angebracht wurde, der den Knaben das „Klueckern“ verbot.

1731 wurde an Stelle alter Linden die zum Teil heute noch stehenden Kastanienbäume gepflanzt. Die beiden Erker, die die südliche und östliche Ecke bilden, wurden, mit Ausnahme ihrer jetzigen Aufbauten, im 16. Jahrhundert erstellt. Von diesen beiden Erkern aus geniesst man die schönste Aussicht und es ist schade, dass sie heute nebensächlichen Zwecken dienen. Die südliche Mauer war in früheren Jahrhunderten senkrecht und dadurch imposanter. Die schräge Mauer musste jedoch zur Stützung angebaut werden. Darum sind auch die vier mächtigen Stützpfiler an ihrer Basis ganz in die Mauer eingebaut. Der obere Teil dieser Pfeiler wurde erst vor wenigen Jahren renoviert, da sie verwittert waren und viel Vegetation dort Fuss gefasst hatte. Jetzt decken zweckmässige, jedoch kahle Betonplatten die Pfeiler, und zur Erinnerung an diese Arbeiten wurden weithin sichtbar die Jahreszahlen 1938 und 1939 angebracht. Die östliche Mauer ist wohl in

ihrem jetzigen Zustand am ursprünglichsten geblieben. Hier erkennt man an den verschiedenen Steinsorten und Quadergrössen, wie die Mauer nach vieljähriger Arbeit bis zur heutigen Höhe gewachsen ist, und dies Sichtbare ist ja nur ein kleiner Teil der Arbeiten, die gleichzeitig durch Auffüllung und Festigung des grossen dahinterliegenden Raumes vorgenommen werden mussten. Zahlreiche Pflanzen wählten die luftigen Höhen der Mauer und der Strebepfeiler zu ihrem Standort, und man erkennt neben Heckenrosen und Haselnußstauden sogar Apfelbüsche, die Früchte zur Reife bringen.

Früher, als Bern noch in seine Mauern eingegengt war, erlebte die Plattform grosse gesellschaftliche Veranstaltungen. Heute jedoch strebt sie wieder einer ruhigeren, des nahen Münsters würdigen Epoche entgegen. Fern vom Weltgetriebe blickt man von ihr aus auf die rauschende Aare an der Schwelle unten und erkennt in diesen beiden den Willen und die Weite Alt-Berns.

M. Feurich.



Die östliche Mauer beim nördlichsten Pfeiler. Die Spuren der Zeit haben sich tief in den Sandstein eingegraben, während der Tuffstein beständiger ist

Links: Gedenktafel an Theobald Weinzäpli, der von der Plattform sprang und in einem darunter liegenden Garten fiel und dabei ohne Schaden blieb. Die Besitzerin des Gartens soll Schadenersatz verlangt haben für das dadurch verdorbene „Kraut“

Empfindungen hat, als ein Gefühl der Beglückung, wie es jeder gerade und unverdorbene Mensch beim Anblick der reinen Schönheit unmittelbar empfindet, dem ist ohnehin nicht zu helfen. Wir können doch nicht mit solchen altjüngferlichen Bedenken — ich finde kein anderes Wort, aber es ist ohne jede persönliche Schärfe gemeint — an ein Kunstwerk herangehen. Wir machen uns lächerlich, wenn wir uns darauf einlassen.“

Wieder war Fräulein Murck über und über errötet, ihr schien diese Auseinandersetzung sehr peinlich zu sein. Leidlich griff ein:

„Ich bitte, die Diskussion nicht aufs persönliche Gebiet abgleiten zu lassen. Sie machen sich die Sache zu leicht, Herr Redaktor. Wenn Sie solche Bedenken als altjüngferlich zu bezeichnen für nötig finden, so muss ich diesen Vorwurf auch auf mich beziehen.“ Er blickte sich um, als wäre damit schon alles gesagt. „Ich muss nun leider doch noch einen Punkt berühren, von dem ich lieber nicht gesprochen hätte, aber es ist Ihre Schuld, Herr Redaktor, wenn ich darauf nun doch zu sprechen kommen muss. Es ist nämlich doch kein blosser Zufall, dass der junge Künstler gerade zwei solche nackte Figuren darzustellen für gut befunden hat. Es fehlt hier eben eine moralische Hemmung. Es ist kein Zufall, sagte ich, denn dieses Projekt ist von einem jungen Mann eingereicht worden, der, leider, persönlich einen gar nicht einwandfreien Lebenswandel führt.“

Rieter schlug, zum ersten Mal unbeherrscht, auf den Tisch und sagte aufbrausend: „Ich bestreite die Kompetenz dieser Kommission, über den moralischen oder unmoralischen Lebenswandel eines Bildhauers zu urteilen. Wir haben nicht die geringste Berechtigung, über das Privatleben anderer Leute zu Gericht zu sitzen. Uebrigens kenne ich Schwertlin seit vielen Jahren, und ich fühle mich verpflichtet, den gegen ihn vorgebrachten Vorwurf auf das allerentschiedenste zurückzuweisen.“

„Sie finden es also moralisch, Herr Redaktor“, höhnte Leidlich verbissen und blickte sich Beifall heischend um, „wenn ein junger Mann mit einem Mädchen zusammenlebt, obwohl sie nicht miteinander verheiratet sind?“

„Ich finde, dass uns das nichts angeht.“

Aber da kam Rieter schlecht an, Leidlich wurde angriffslustig. „Sie sind wegen Ihrer laxen Anschauungen bekannt. Andere Leute haben mehr Verantwortungsgefühl.“

„Solche Verfallserscheinungen dürfen uns alle nicht gleichgültig lassen“, sagte Fräulein Murck, die sich jetzt sehr zusammennahm, um sich nicht einschüchtern zu lassen. Ihr Gesicht war ganz spitz geworden, es war ihr zwar unbehaglich, dass Rieter sie anblickte, aber das Gefühl, von der allgemeinen Zustimmung getragen zu werden, half ihr erfolgreich im Kampf gegen ihre Befangenheit. „Man darf solche Dinge nicht leicht nehmen“, fügte sie bei.

Mutschler hatte aufgehört, seine Männlein zu zeichnen. Er setzte sich in Positur, blies die Backen auf und liess mit einem zischenden Geräusch die Luft aus dem Mund entweichen. „Ja, wenn das so ist, das ändert freilich die Sache“, sagte er mit Salbung, „dann kommt der Mann für mein Plakat absolut nicht mehr in Frage.“

„Wir tun ja so“, warf Rieter ein, „als wären wir hier ein Musterknabeninstitut.“

„Da wären Sie wohl nicht am richtigen Ort“, versetzte Fräulein Murck bissig, und sie wundertete sich selbst über ihren Mut, aber das Bewusstsein, für die gute Sache zu fechten, half ihr manche Hemmungen zu überwinden. „Wir dürfen doch nicht jemand noch dafür belohnen, dass er einen solchen... einen solchen... dass er sich über alle guten Sitten einfach hinwegsetzt.“

„Ganz meine Meinung“, pflichtete Mutschler bei. „Ich protestiere gegen diese unsachliche Diskussion“ wehrte sich Rieter. „Ich möchte bitten, dass wir zum Thema zurückkehren.“

„Der Herr Redaktor ist hier nicht Diskussionsleiter“, sagte Mutschler dröhnend, „sondern meines Wissens ist das immer noch der Herr Präsident.“ Dabei blickte er Leidlich aus empörten Augen an, der nickte ihm einen Dank zu. „Und ich finde nicht, dass wir unsachlich reden. Es ist ganz fraglos, dass die Moral auch zur Sache gehört. Wer

einen unmoralischen Lebenswandel führt, der wird auch nur unsittliche Kunstwerke hervorbringen. Das ist meine Meinung. Jawohl.“

Nun meldete sich Repp zum Wort.

„Herr Präsident, meine Dame, meine Herren“, begann Repp, der sich erhoben hatte und zur Vermehrung der Feierlichkeit seine Jacke zuknöpfte. „Es gibt noch andere Gesichtspunkte, die uns bei der Beurteilung des erstprämiierten Projektes beschäftigen sollten. Es ist angetönt worden, dass die Nacktheit vom sittlichen Standpunkt aus Anstoss erregen würde. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu, und ich muss mich fast wundern, dass die Jury diesen Gesichtspunkt ganz aus den Augen gelassen hat. Wir leben hier in der Stadt Burgwil sozusagen im Brennpunkt einer hochentwickelten und weltbekannten Textilindustrie. Es wäre dem Künstler eventuell nahezu legen, die Brunnenfiguren mit solchen Stoffen zu bekleiden, dass ihre Herkunft deutlich ersichtlich gemacht wird. Was soll beispielsweise ein Fremder denken, der unsere Stadt besucht, wenn er einen Brunnen erblickt, auf welchem die Figuren desselben vollkommen nackt sind? Käme es ihm dabei in den Sinn, dass er sich in einem Zentrum der Textilindustrie befindet? Ich glaube, mein Vorschlag wäre geeignet, erwogen zu werden, treffen wir dabei doch sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlag. Und man muss heutzutage, in diesen besonders für unsere Industrie so schweren Zeiten, an alles denken.“

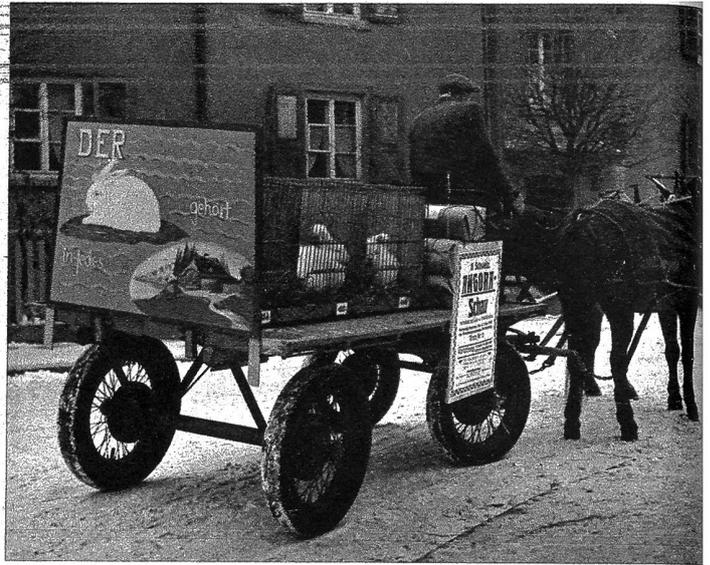
Repp setzte sich befriedigt und schrieb eifrig weiter an seinem Protokoll.

„Ich verdanke dem verehrten Herrn Vorredner seine wertvollen Anregungen“, sagte Leidlig. „Zweifellos dürfen auch solche Erwägungen nicht ausser Acht gelassen werden. Ich glaube jedoch, dass wir allen Weiterungen am besten dadurch begegnen können, wenn wir, wie vorgeschlagen, dem zweitprämiierten Projekt den Vorzug geben. Wünscht noch jemand das Wort?“ Da Mutschler sich meldete: „Herr Gemeinderat, bitte!“

Mutschler blies sich auf und begann mit ausholender Armbeugung seine Rede: „Herr Präsident, verehrte Anwesende. Die Worte des Herrn Fabrikanten Repp haben mich auf einen Gedanken gebracht, der ebenfalls bisher nicht genügend in Betracht gezogen worden zu sein scheint. Wie schon Spengler in seinem berühmten Buch vom Untergang des Abendlandes sagt, befinden wir uns in einem Zeitalter des Niederganges. Dem müssen wir entgegenreten. Was ist die Ursache des Niedergangs? Neben der sittlichen Verwilderung Hand in Hand geht die allgemeine Wurzellosigkeit der Asphaltkunst, wobei man sich fragen muss, ob man das Wort Kunst in einem solchen Zusammenhang überhaupt in den Mund nehmen darf. Was aber ist bodenständig? Der Bauer. Wie Sie gesehen haben, stellt der Brunnen des Herrn Hägni einen Bauern dar, der seine Kuh zur Tränke führt. Das ist meiner Meinung nach ein gutes Brunnenmotiv, und es ist verwurzelt. Man spürt die Kraft des Bauernstandes. Jawohl. Dieser Brunnen ruft uns immer wieder in das Bewusstsein, was wir der schweizerischen Milchwirtschaft zu verdanken haben. Wir müssen deshalb das Banner der moralischen Idee hochhalten, und ich möchte auch meinerseits für das zweitprämiierte Projekt eine warme Lanze brechen.“

Mutschler blickte sich um wie ein Feldherr nach einer siegreichen Schlacht und setzte sich.

„Ich verdanke dem Herrn Gemeinderat Mutschler seine lichtvollen und von tiefer Einsicht in die Sachlage getragenen Ausführungen. Ich nehme an, die Meinungen werden sich



Das Werbewägel mit einem Pony-Vorspann, welches von der Firma Freiburghaus dem Züchter-Verein zur Verfügung gestellt wurde

so ziemlich gebildet haben, dann könnten wir zur Abstimmung schreiten, oder wünscht noch jemand das Wort?“ Da sich Rieter meldete, erteilte ihm Leidlig das Wort mit der Mahnung: „Aber bitte kurz, Herr Redaktor.“

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir im Begriff sind, einem jungen Bildhauer ein schweres Unrecht zuzufügen. Ich weiss nicht, aus welchen Gründen unser Herr Präsident mit so besonderem Nachdruck für das Projekt Hägni eintritt, ich darf vielleicht daran erinnern, dass der Herr Präsident noch vor nicht allzu langer Zeit gegen Herrn Hägni ebenso starken Widerstand machte, wie jetzt gegen Schwerdtlin. Wenn sich Herr Hägni schliesslich mit seiner Kunst durchzusetzen vermochte, so geschah dies nicht dank, sondern trotz der Burgwiler Kunstkommission.

(Fortsetzung folgt)

Bin Chlapperläubli umenand

Es git gäng Lüt wo d'Flöh ghöre huetchte u ds Gras gseh wasche. Weder, erschtens kommt es anders und zwötens, als man denkt — het scho der Wilhelm Busch so schön gseit.

„I ha's gseh cho“ — mit dene Worte het der Wiggü politisch Debatté ygfüdlet, wo mir zwee mitenang hei gha, wo sälbänder e Bläz wyt der Nare na z'düruf si. I ha der's gäng gseit, dir u allne myne Bekannte, üse Bundesrat vo Steiger wärdi nid Affeminischter. Das ha-n-i eifach gschpürt. Mesereins gseit ja nid hinger d'Gullisse. Aber eis säge-n-i: die Departemäntverteiltig im Bundesrat isch scho rächt. Sie wärde scho wüsse, warum u wieso. Mänge Bürger hätt lieber der vo Steiger a ber Sprüzi vom Politische Departemänt gseh. U me's o nume wär, daß me chönt säge — gället, i ha doch rächt tippet! Es isch prezis ds glyche wie mit de Leitartikle i de große Zytige. Da wird öppis Politischs gschriebe. U wie macht me das? Me isch nid ganz für die Sach. Me isch aber o nid ganz bergäge. Me

gloubt, es chönt e so si, aber vielleicht isch es doch nid ganz e so. Ganz unmöglich wär's o ume nid, daß es ganz anders chönt uscho — u meischtens chunt's äben anders use. Für dä Fall isch das gäbige Wörtli Imponderabilien erfunde worde. I will der das amene Byschpiel erkläre. Nimm a, du heigsch e More. Sie isch nahe zum Färle. Ziz bist du doch sicher, daß die More jungi Süli uf d'Wält stellt. Statt desse schänkt sie amene Chalb ds Käbe. Das wär's. Das isch eini vo denen Imponderabilien. Es git ere masshaft hütigstags.“

„Aber hei öppe die rächt gha, Wiggü, wo gmeint hei, es chömm besser mit üser Fräffalie- u Rohstoffversorg'g, we de die Alliierte Frankreich bjeht heige! We mänge het i Gedante scho i-n-es früsches Pariserpipseli bisse, oder jede Tag e schöne Bih Fleisch uf em Mittagstisch gseh, oder Cholen i Dfen ynegschuflet, daß ds Zimmerthermometer uf zwöiezwänz Grad usen isch, oder bim Schnyder es Gwändli us ächt englischem Stoff la amasse — wie mänge het sech i Gedante gergeret, daß d'Landstrasse wieder den Automobil ghöre, oder daß ds Pfüre wo de Motorvelo eim i der Nacht us em schönste Troum useschlepft! Du wirsch es wohl öppen o gläse ha im Blettl, wie d'Amerikaner uftrumpfe!“

„Aebe ha-n-i's fäsch nid chönne chopfe. U da bin i de scho der Meinig, daß me dene

Lüt z'verschtah git, uf üsem Acherli tüie mit gselligsch sälber Misch zetten u grafe. Mir luegt sälber, daß Drnig sig i üsem Stall. Wäge was häffele sie us a! Bil mer is a d'Bertrag halte, wo mer ungerschriebe hei. Amerika, die gröschti Demokratie wo der Wält, fött de bim Tonner die Leischti si, wo a fettigem Astoh nimmt. U wo wägem Export tät i lieber schwyge, wenn ig Amerikaner wär!“

Der Wiggü het sech wieder einisch schuderhaft ergelschteret. Er het e füzüntröte Gring übercho, mit dem Schtäden basumegschuflet u trappet uf alls use näbenuse, daß er himene Haar i d'Nare-n-use gheit wär.

„Reg di doch nid derewäg uf and brüel nid, daß me di i der Schönege äne ghört!“

„Sit der Lockrig vo der Pressezenfur bruche d'Zyhtigschryber o tes Blatt meh vor ds Maul z'näh. De wirde-n-i dant o börse säge, was mir paßt“, het er umeghöliche.

„Es isch no nie guet uscho, we me blindwüetig mit eme Gnebu um sech gschlage het. I aller Rueh soll men überlege u de di Sach bestimmt u dütlech säge. Depe so wie's üse Bundespräsident vo Steiger am erschte Jänner im Radio gmacht het.“

„Dä isch scho rächt. Er müest ja nid e Wäner si“ u dermit het der Wiggü mit dem Städen i ds Narewasser gschlage, daß es häh usgschprüht het. Gsäderi.